

Maik Hamburger

Das verschenkte Glasperlenspiel, oder wie ein ungelesenes Buch von Hermann Hesse in mein Leben eingriff.

I.

Es war in den siebziger Jahren, als ich einige Tage in der Hals- Nasen- und Ohrenabteilung der Berliner Charité lag. Eine schiefe Nasenscheidewand, die das linke Nasenloch fast unbrauchbar machte zum Luftholen, sollte begradigt werden. Endlich! Solange ich mich erinnern kann, bekam ich zu wenig Luft durch das linke Nasenloch. Ich war überzeugt, dass ich aus diesem Grunde nicht Mittelstrecken-Champion meiner Schule geworden war, obwohl meine Beine für die 440 Yard Distanz geradezu ideal gewachsen seien, wie mir der *sports master* versicherte. Der stammte aus Australien und war zwanzig Jahre zuvor Zweitweltbester im Freistilschwimmen geworden, was ihn zur unbestrittenen Autorität in allen sportlichen Angelegenheiten machte.

Meine Mutter meinte, an meinem Nasenproblem sei ein Kindheitsticket schuld, nämlich die Gewohnheit, alle paar Sekunden hochzuziehen und dabei mit der Nasenspitze einem Viertelkreis zu beschreiben. In Uhrzeigerrichtung. Vielleicht hatte sie Recht. Mir bereitete eine ganz anderer Umstand Sorgen, nämlich dass meine Nasenspitze keine, sondern eher ein Nasenknubbel war, was in den Augen des Pubertierenden dem eigenen Erscheinungsbild erheblichen Abbruch tat und sein Selbstbewusstsein unterhöhlte. Später gab man mir zu verstehen, dass solche Nasen bei den Mädchen besonders beliebt seien, aus Gründen des Analogieschlusses.

Also operierte mich die Frau Professor, ein großes Licht auf diesem Gebiet, und nach der Genesung atmete ich in genussvollen Zügen die freie Luft ein, bis nach wenigen Wochen die Knorpelwand wieder zuwuchs und alles beim alten war.

In meinem Zimmer lagen zwei weitere Patienten, mit denen ich mich bald anfreundete: Da war ein älterer Arbeiter, dem, wie ich mich erinnere, das freundliche Gemüt in den Gesichtsfurchen geschrieben stand, Name und Grund seines Dortseins sind mir entfallen. Und im Nebenbett lag Frank, ein junger Ingenieur aus Magdeburg, der sich zu einer kosmetischen Operation hatte einweisen lassen. Ich fand an seinem Aussehen nichts zu beanstanden, er aber litt offenbar unter einer für Uneingeweihte kaum wahrnehmbaren Krümmung seiner Nase und hatte die Krankenkasse von der Notwendigkeit einer Operation zur Heilung seines lädierten Selbstgefühls überzeugen können.

Frank blickte mit begehrlischen Augen auf das Buch in dem ich las. Hermann Hesses *Glasperlenspiel* stellte in der DDR eine ausgesprochene Rarität dar. Die Verkäuferin meiner Stammbuchhandlung hatte es unterm Ladentisch hervorgeholt und sogleich in Papier eingewickelt, damit die anderen Kunden es nicht zu Gesicht bekämen; um meine Dankbarkeit zu zeigen, erwarb ich zusätzlich zwei Bücher, die ich nicht unbedingt nötig hatte, bezahlte allerdings für die drei Bücher zusammen weniger, als eine Taschenbuchausgabe des *Glasperlenspiels* im Westen gekostet hätte. Dass ich überhaupt an ein Exemplar kam, habe ich vermutlich dem System der *Mehrauflagen* zu verdanken, mit dem die Verlage der DDR ihre beschränkten Lizenzausgaben zu strecken pflegten. Hesse war zu der Zeit bereits verstorben, aber als er noch lebte, äußerte er sich recht unwirsch über die spärlich fließenden Tantiemen aus der DDR. Brecht versuchte von Ostberlin aus zu beschwichtigen: *Wenn Hesse wüßte, wie hoch die Auflage hier ist und wie enthusiastisch die Bücher aufgenommen werden, würde er vielleicht den mißlichen Umstand, dass das Geld der DDR drüben so unterbewertet wird, nicht mit Zorn auf die DDR aufnehmen* schrieb er in einem Brief an den gemeinsamen Verleger Peter Suhrkamp. Zu jenen ostdeutschen Enthusiasten zählte auch mein Bettnachbar Frank, darum versprach ich, ihm mein Exemplar leihweise nach Magdeburg zu schicken, sobald ich es ausgelesen hätte.

Der Tag für Franks Eingriff rückte heran. Man rollte ihn in seinem Bett hinaus und als er nach geraumer Zeit wieder hereingerollt kam, trug er einen grotesken Schnabel aus Gips im Gesicht.

Am selben Abend erzählte er von einem kuriosen Vorfall, den er im Operationssaal erlebt hatte. Ein Ohrläppchen war ihm abgetrennt worden, um es in die Nase einzusetzen. Dieses Teil hatte sich offenbar in dem kurzen Zeitraum, da ihm ein Eigenleben zwischen Ohr und Nase gegönnt war, aus dem Staub gemacht. Es war spurlos verschwunden. Nach einer vergeblichen Suchaktion aller Operationsschwestern verließ die Professorin ziemlich außer sich den Raum. Vergessend, dass der nur örtlich betäubte Patient jedes Wort verstand, redeten die Schwestern ungeniert weiter. *Ich weiß, wo es ist*, hörte er eine Gehilfin flüstern, *es klebt an meinem Absatz. Hab mich bloß nicht getraut, was zu sagen.*

Nach einer Weile kam die Chirurgin zurück, schnitt Frank das andre Ohrläppchen ab und brachte die Operation zu Ende.

Am Tag meiner Entlassung wurde ihm der Gips abgenommen. Sein Bettnachbar, der alte Arbeiter, schaute voll Sorge zu mir herüber. Uns beiden schien die Operation misslungen. Später überlegte ich, dass die Verformungen, die uns erschreckten, sich beim Heilungsprozess wohl zurückbilden würden, doch im Augenblick war ich ebenso schockiert wie der Zimmergenosse.

Wir ließen uns nichts anmerken, aber als ich wegging, schenkte ich Frank mein *Glasperlenspiel*. Ich hatte etwa ein Drittel des Buches gelesen.

Dreißig Jahre danach erreichte mich aus Calw die überraschende Nachricht, dass ich für ein Stipendium der Hermann Hesse Stiftung vorgeschlagen sei. Unter diesen Umständen schien es peinlich, immer noch nicht mehr als das erste Drittel des *Glasperlenspiels* gelesen zu haben. Über das Internet wurde eine DDR-Ausgabe bestellt. Gerne würde ich jetzt erzählen, dass ich vom Antiquariat eben jenes einst verschenkte Exemplar zugeschickt bekam; aber das Leben sucht sich seine Pointen selbst und da soll nichts oktroyiert werden. Die Post brachte ein mit *leichten Gebrauchsspuren* versehenes Exemplar der nämlichen Edition, nicht aber dasselbe Buch.

In den vierziger Jahren – ich gehe wieder ein Stück zurück – lebte ich als kultureller Allesfresser in London. Fast jedes Theater sah mich als Gast in der obersten Galerie, wo man für 6 Pennies auf einer harten Bank sitzen und das Geschehen aus der Luftperspektive betrachten konnte. Ich ging in Galerien, in Vorträge, schrieb Kabarettnummern für Laienspielgruppen und gehörte an Wochenenden zu den eifrigsten Zuhörern im Hyde Park Corner; oft fand ich mich dort in einer lebhaft diskutierenden Gruppe wieder, die gegen Mitternacht auf zwei Personen zusammenschmolz und mich der Erkenntnis überließ, dass es dem letzten verbliebenen Disputanten weniger um die Lösung der Welträtsel zu tun war, denn um den (schließlich vergeblichen) Versuch, seinen jugendlichen Gesprächspartner für ein homoerotisches Abenteuer zu gewinnen. Ich war der eifrigste Ausleiher der örtlichen Bibliothek und verschlang reihenweise Bände über Gegenstände, die ich für Philosophie hielt. Ein solches Buch, das den Titel *The Cult of the Superman* trug, führte den fasziniert-schauernden Abiturienten in die Gedankenwelt Nietzsches ein und stammte, wie mir jetzt erst bewusst wird, aus der Feder eben jenes Eric Bentley, der sich später als Brecht-Kenner und –Übersetzer weltweit einen Namen gemacht hat. Ein kleiner Schritt führte vom Übermenschen zur Utopie. *Utopia and the Utopians* – so oder so ähnlich hieß das Buch, das mir die wesentlichen Züge der Phantasiestaaten von Thomas More über Campanella bis George Orwell vermittelte. Ob 1984 schon erschienen oder ob dieser Autor durch *Farm der Tiere* vertreten war, weiß ich nicht mehr. Unvergessen ist mir aber die Darstellung von Hesses *Glasperlenspiel*. Der Roman wurde an zentraler Stelle als die modernste und am weitesten blickende unter den Utopien behandelt. Mich mutete er wie eine scharfsinnige Parabel auf die Abstrusität sinnentleerer bürgerlicher Kultur an und ich war ungeachtet der Hinweise auf die Schwierigkeiten des Stoffs zur Lektüre des Originals entschlossen. Diese – vermittelte – Begegnung mit Hesses Schöpfung ließ mich ein Leben lang nicht los, wenngleich sich mein Vorsatz erst sechs Jahrzehnte später realisieren sollte.

Bald drängte sich andere Lektüre vor. Von London ging es per Anhalter zum Studium der Philosophie nach Aberdeen, wo es nun hieß, sich mit den wirklichen Philosophen zu befassen. Die Hauptlehrer waren zum einen der Professor für Moralphilosophie Donald McKinnon, ein korpulenter Exzentriker, der seine Seelenqualen (und seinen Lehrauftrag) mit Hilfe von Kant und Hegel zu bewältigen suchte; und zum anderen der Dozent für Logik, Wladyslaw Bednarowski, ein mondäner Exilpöle, der uns anhand von Wittgenstein, Ryle und Ayer bewies, dass neun Zehntel von dem, was Kant und Hegel schrieben, aus sinnlosem Geschwätz besteht. Die vom Studium erhofften Einblicke in das Weltgeschehen wurden mir nicht zuteil. Vielmehr rückte immer näher die Perspektive eines Daseins als Ordinarius für Philosophie, die mich nicht froh machte. Eine Lebensleistung, die darin bestand, aus alten Versatzstücken ein neues Denksystem zu basteln und fünfzig Jahre Variationen darauf zu spielen, besaß für mich keinen Reiz. Was ich betrieb, schien bei ehrlicher Betrachtung auf *geistige Onanie* hinauszulaufen. Natürlich stand mir auch die 11. Feuerbachthese von Marx vor Augen. Was sollte ich, was konnte ich *verändern* in dieser Stadt, in der nicht nur die Häuser aus Granit waren?

In Schottland wie in England sah ich die in den Kriegsjahren aufkeimenden Hoffnungen auf Erneuerung der Routine eines bürgerlich-hierarchischen Alltags weichen, während in der neu gegründeten DDR unglaubliche gesellschaftliche Umwälzungen geschahen. Ich erinnerte mich meiner deutschen Herkunft und meiner in Berlin wieder ansässigen Familie, bat Professor McKinnon kurzerhand um einen Gesprächstermin und erklärte ihm, ich hätte die Absicht, nach Ostdeutschland überzusiedeln. *Mac*, wie er in Dutzenden von über ihn kursierenden Anekdoten genannt wurde, war aufrichtig erschüttert. Wenige Jahre später sollte er eine ähnliche Wendung mit umgekehrtem Vorzeichen vollziehen, indem er einem Ruf an den Lehrstuhl für Theologie in Oxford folgte.

Vom Bahnhof Zoo brachte mich der Mann meiner Cousine in den *Demokratischen Sektor*, geduldig zwei schwere Koffer schleppend, die mein ganzes Hab und Gut fassten. Als er dann mein Hab und Gut ausgebreitet sah, musste er sich am Kopf kratzen: ein paar kärgliche Kleidungsstücke, sonst nur Bücher. Es gab nicht viel in der DDR zu dieser Zeit. Unter den Büchern befand sich übrigens keins von Hesse.

Um mein Deutsch aufzufrischen, las ich mich mit Wörterbuch durch den *Faust*. Das Exemplar mit den Anmerkungen in Bleistift (an der Stelle *Hör, du musst mir die Dirne schaffen* steht meine Erläuterung: *Dirne = girl, prostitute*) besitze ich immer noch.

Der wichtigste Autor der folgenden Jahrzehnte war unbestritten Bertolt Brecht, aber wann immer ich einen der von Karl Gossow und Erich Rohde in schöner Gediegenheit

ausgestatteten Hesse-Bände des Aufbau-Verlages ergattern konnte, griff ich zu. So kam ich auch in Besitz des *Glasperlenspiels*, wobei es sich um die 1977 erschienene *zweite* Auflage gehandelt haben muss.

II.

Das Jahr 2007 fängt nicht gut an. Kurz hintereinander die Beerdigung von zwei Menschen, die mir nahe stehen, einer sehr nahe. Ich werde in einem Berliner Krankenhaus auf einen bedrohlichen Verdacht hin untersucht. Calw scheint mir so weit weg wie der Nordpol und ebenso wenig verlockend. Drei Wochen der Stipendiatenzeit sind bereits verstrichen, da erklären mich die Doktoren doch für gesund. Na, wenn schon. Missmutig lasse ich mich von meiner Tochter bis nach Würzburg chauffieren. Beim Abendgang durch die Stadt fallen uns die vielen Gottesdienste auf, einige Passanten tragen ein graues Kreuz auf der Stirn. Aschermittwoch, genau meine Stimmung.

Tags drauf beziehe ich meine Mansardenwohnung in Calw. Was soll ich bloß hier? Ich nehme einen Schluck vom Trollinger, den mir die freundliche Betreuerin auf den Küchentisch gestellt hat. Oh, ein angenehmer Wein! Meine Stimmung steigt um einige Prozent. In der Folgezeit wird dem Trollinger des öfteren zugesprochen, aber der großartige erste Eindruck lässt sich nicht wiederholen. Später erklärt mir ein Experte mit Kennermine: jener war ein *Aldinger* Trollinger. Die Aufklärung kommt zu spät, um mir noch nützlich zu sein. Aber die Betreuerin bleibt vom ersten bis zum letzten Tag eine Gehilfin mit Prädikat höchster Güte.

Am ersten Morgen steht vor der Tür ein Blumsträußchen mit einem Zettel: *Herzlich willkommen in Calw. M. Bodamer*. Dem Willkommensgruß der 92-jährigen Großnichte Hermann Hesses, der einzigen noch in Calw lebenden Verwandten, folgt eine Kaffee-Einladung in ihr Haus. Jugendstilfenster mit Bleiverglasung, auffallend schön geformte Türrahmen. Mit ungezwungenem Charme erzählt die fragile Frau aus ihrem Leben als Kindermädchen in Berlin und als Musiklehrerin. Sie hat ihren Großonkel in Montagnola besucht, sagt sie. Was sie nicht sagt, ich aber vom Juniorchef des Modegeschäfts unter meiner Wohnung am Markt erfahre: Vor einigen Jahren verzauberte die damals bereits 87-Jährige eine große Zuhörerschaft in der Calwer Stadtkirche, wohin man die Veranstaltung wegen des Andrangs verlegt hatte, mit ihren Erinnerungen an *Onkel Hermann* und der lebhaften Darstellung ihrer Besuche bei ihm.

Mit den Inhabern des Modegeschäfts, Vater und Sohn, stehe ich bald auf vertrautem Fuß. Der Ladeneingang liegt ja direkt neben meiner Haustür und ich habe das Gefühl, dass sie mir die besonders attraktiven Angebote an Cordsamtjeans bewusst vor die Nase hängen. Ihre

Wohnräume und das Geschäft befinden sich just in dem Haus, in dem Hermann Hesse zur Welt kam und die ersten vier Jahre seiner Kindheit verbrachte. Natürlich lädt mich der Vater zu einer Besichtigung des Hesse-Hauses ein. Ich nehme die Gelegenheit wahr, bevor er zu seiner – siebenten oder achten – Pilgerwanderung auf dem Jakobsweg aufbricht.

Von meiner Küche aus sieht man die Katzen sich auf jenem Areal tummeln, auf das einst der junge Hermann heruntergeblickt hat. Am Wohnzimmerfenster habe ich den mit historischem Fachwerk versehenen Neubau meines *maecenas* im Blick. Er heißt prosaisch *Sparkasse Pforzheim-Calw* und teilt sich mit dem Südwestrundfunk in meinem Unterhalt. Im Gebäude der Sparkasse befinden sich nicht nur Geldautomaten und Mahnbriefformulare für säumige Gläubiger. Die oberen Stockwerke bergen eine beachtliche, vom Literaturbeauftragten betreute Herman-Hesse-Bibliothek mit einem wohl kompletten Satz von Erst- und Sonderausgaben. Die von Hesse für Freunde und Gönner eigenhändig illustrierten Bändchen bilden eine prächtige Sammlung von bibliophilen Schätzen. Diese Sparkasse wird in der Tat ihrem Kulturauftrag gerecht.

Calw nimmt seinen illustren Sohn mächtig in die Arme, nachdem es ihn ein Jahrhundert zuvor sozusagen aus seinen Mauern vertrieben hatte, aber es protzt nicht mit ihm.. Er ist so unaufdringlich präsent, wie seine Statue auf der Brücke über die Nagold ihn zeigt: mannshoch der schlanke, sensible Astheniker mit dem Hut in der Hand, zweifelnd, unentschieden, das Hosenbein leicht ausgebeult. Bemerkenswerter Schriftsteller und heimatloses Menschenskind. Der Bildhauer Kurt Tassotti hat der Bronze eine grobe Oberflächentextur eingegraben und doch äußerste Feinheit des Ausdrucks erreicht. Für mich ist das unheroische Standbild vergleichbar mit dem Pessoa auf seinem Kaffeehausstuhl in Lissabon. Von so unheroischer Beschaffenheit hatten sich einige DDR-Künstler das Lenin-Denkmal in Berlin ausgedacht: Lenin auf einer Bank mit Platz für jeden, der sich daneben setzten mochte. Natürlich war das für die Politiker zu unbedeutend und man beauftragte den sowjetischen Bildhauer Nikolai Tomski mit der Anfertigung eines 19 Meter hohen Standbildes, welches jetzt mehrere Meter tief im Märkischen Sand begraben liegt.

Wie weit entfernt – zeitlich und räumlich – liegt doch meine alte DDR! geht mir durch den Kopf, als ich die Badstrasse entlang schlendere. Plötzlich reibe ich mir die Augen. Ist das etwa ein alter *Ost-Konsum*, der sich da lebensgroß auftut? Komplette mit Spreewaldgurken, Rotkäppchen Sekt, Backmischung Kathi, Roter-Stern-Schokolade, Rieser Teigwaren, , Hallorenkugeln, Vita Cola und Nordhäuser Doppelkorn? Fange ich an zu halluzinieren? Behutsam trete ich in den Laden ein. Nein, der Inhaber – oder *Verkaufsstellenleiter?* – ist kein Gespenst, er hat einen fühlbar materiellen Handschlag und, wie ich erfahre, eine Freundin aus

Thüringen, die ihm als Beraterin und Verkäuferin zur Seite steht. Ein *Konsum* in Calw! Ich sehe mich gerührt. Die Stadtväter dieses liebenswerten Gemeinwesens scheuen offensichtlich keine Mühe, damit sich der Gast aus der Ex-DDR wie zu Hause fühlt!

Bei einem Andenken bleibt es nicht. Mit einer pensionierten Lehrerin, die mich zum Kaffee in ihr Fachwerkhaus im Nachbarort Hirsau einlädt, tausche ich Erinnerungen an Hörsaal 40 in Leipzig aus, wo wir beide – möglicherweise zur selben Zeit – in den Vorlesungen von Hans Mayer und H. A. Korff (*Geist der Goethezeit*) gesessen haben. Ihre DDR-Vergangenheit war freilich kurz und wenig erfreulich. Nach einigen Semestern Studium der Altphilologie wurde sie im Zusammenhang mit der Verhaftung des staatskritischen Studentenpfarrers Siegfried Schmutzler relegiert. Sie siedelte nach Tübingen über, wo sie Germanistik studierte und dann als Lehrerin, auch in Calw, wirkte. Ich vergesse zu fragen, ob sie in Tübingen auch wieder Mayer gehört hat. Ihr Marillenlikör schmeckt vorzüglich. Unter den Geschichten, die in der lebhaften Kaffeegesellschaft kursieren, ist mir die Anekdote von einem Tübinger Philosophieprofessor in Erinnerung geblieben, der von einem Studentenpärchen gefragt wird, ob Küssen nun abstrakt oder konkret sei, und dessen treffsichere Antwort lautete: *Ach, was seid ihr für Kameler, probiert es aus, dann wird euch wöhler.* – Dieser volkstümlichen Formulierung der 11. Feuerbachthese ist nichts hinzuzufügen.

Ich möchte den Calwern nicht zu nahe treten, aber trotz Hermann Hesses und Rudolf Schlichters, trotz der Rückschau auf einstigen Wohlstand als Umschlagplatz für Flößerei und Holzhandel, trotz alledem kann das zwei Kilometer stromabwärts liegende Kaff Hirsau eine weit größere historische Bedeutung für sich reklamieren, als das Nachbarstädtchen Calw, in das es 1975 eingemeindet wurde. Diese zweifelsfreie Wahrheit erhellt sich aus der Führung des ehemaligen Direktors der Volkshochschule durch die Ruine des Benediktinerklosters. Es ist ein bitterkalter, schneetiefender Märztag, aber wie der Direktor auf seinem zweistündigen Rundgang das Mittelalter wieder aufleben lässt, das vertreibt die Kälte. In diesem idyllischen Nagoldtal stand das damals größte Kloster und der größte romanische Kirchenbau Deutschlands. Die noch sichtbaren Grundmauern der Kirche St. Peter und Paul umfassen ein Areal von beinahe dem Umfang eines Fußballplatzes. Die senkrechte Achse dazu liefert der Eulenturm, von seinem Zwillingenbruder ist nur noch der Stumpf übrig. Man bekommt eine Ahnung von der gewaltigen Kirche und dem ausgedehnten Kloster, das sich als das wichtigste geistige und kulturelle Zentrum im Nordschwarzwald etablierte. Von hier ging die Kolonisierung der gesamten Region aus, von hier erstreckten sich die Ausläufer der *Hirsauer Reformbewegung* bis nach Kärnten, Bayern und Thüringen.

Das Kloster wurde 1692 von den Truppen des französischen Generals Mélac verwüstet, der in der gesamten Gegend Verheerung anrichtete und auch Calw einäscherte. Die Mordbrennerei des Generals, der aufgrund so erfolgreicher Aktionen zum Generalleutnant befördert wurde, schwelt immer noch im historischen Gedächtnis der Bevölkerung und noch heute hört hier mancher beißwütige Hofhund auf den Namen des verpönten Militärs. Die Brandschatzung in Hirsau vernichtete freilich nur das Dach der Kirche; die Wände wurden von den Calwer Bürgern als Steinbruch benutzt und zum Wiederaufbau ihrer Stadt abgetragen, so dass Hirsau in Wirklichkeit schon vor Jahrhunderten eingemeindet worden ist.

Vor dem grauen, schneebehangenen Himmel wirkt die Ruine eines ebenfalls von Mélac verwüsteten Renaissance-Schlusses geradezu gespenstisch. An einer Schlossmauer wird auf die Stelle gewiesen, wo Uhlands berühmte Ulme nicht mehr steht, weil sie dem Baumkäfer zum Opfer fiel vor zwanzig Jahren. *Just one damn thing after the other*. Jeder Schulbub musste *Die Ulme zu Hirsau* auswendig lernen, vermutlich ohne dass ihm der politische Hintersinn dieser Verse des dichtenden Demokraten erläutert wurde.

Den Schriftsteller und Leitenden Ministerialrat a.D. aus Stuttgart kenne ich von den Jahrestagungen des P.E.N. Er zeigt mir seinen Wohnbezirk Bad Cannstatt. In seiner ehemaligen Schule, dem Kepler-Gymnasium, hat auch Hesse sein letztes Schuljahr abgesessen, bevor er seine wenig erquickliche Schulausbildung endgültig abbrach. Vom Cannstatter Kurhaus geht eine Anmutung des behäbigen Luxus' aus, der im 19. Jahrhundert nicht nur Kaiser, Könige und Zaren anlockte, sondern auch Schriftsteller wie Balzac, Hebbel und Mörike. Künstler sind ja generell nicht abgeneigt, sich im Lichte der Mächtigen zu sonnen. Ob Ferdinand Freiligrath in seiner Cannstatter Zeit die Bäder besuchte, konnte ich nicht feststellen. Auch nicht, ob die Kolossalbüste auf seinem Grabmal eher dem Andenken des revolutionären Dichters oder des hurrahpatriotischen Altmeisters gewidmet ist. Freiligrath starb in einer Kneipe, sein Begräbnis war ein riesengroßes Ereignis.

Der Ministerialrat a.D. versteht etwas von Dramaturgie. Am Ende unseres Rundgangs stehen wir wie unverhofft vor einem charmanten Theaterbau. Der Betriebsdirektor des Wilhelma Theaters macht mit uns eine Führung, während Studenten auf der Bühne das Stück *Der Drache* proben. Mit dieser als Märchen getarnten Satire auf die Diktatur landete der Regisseur Benno Besson 1965 seinen zweiten Welterfolg (nach dem *Frieden*) am Deutschen Theater, zur gleichen Zeit, da ich dort zu beweisen suchte, dass ich irgendwie zum Regieassistent zu gebrauchen wäre. Das Wilhelma Theater ist ein wunderbares intimes Haus mit restaurierter Malerei, zum Verlieben. Seine Existenz verdankt es dem kulturfrendlichen König Wilhelm I. von Württemberg, der das Theater nicht nur anstelle der von der Stadt Cannstatt gewünschten

Spielbank errichten ließ, sondern auch noch die Kosten aus eigener Tasche bestritt. In späteren Zeiten verfiel das unbenutzte Haus zusehends und man erwog den Abriss, bis 1985 der damalige Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Lothar Späth, unter mutmaßlicher Mitwirkung meines Ministerialrat-Freundes seine Restaurierung und Nutzung durch die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst veranlasste. Stünde das Schicksal des Hauses heute zur Debatte - ich wettete zehn zu eins auf den Sieg der Spielbank.

Mit dem Literaturbeauftragten entfaltet sich nach und nach eine feste Freundschaft. Die erste gemeinsame Wanderung führt am ehemaligen Richtplatz vorbei, wo früher die Schulkinder in makabrer Ergänzung zum Lehrstoff verpflichtet wurden, den Hinrichtungen beizuwohnen; praktische Bürgerkunde gewissermaßen. Nach weiterem Aufstieg treten wir aus dem Wald und gelangen zu den Wiesen vor Zavelstein mit ihren violett leuchtenden Krokusflächen, ein in diesen Breitengraden einmaliger Anblick. Experten rätseln, wie dieser wilde Krokus aus seiner südlichen Heimat – man schwankt zwischen einem Ursprung in Neapel oder Ligurien – hierher migriert sein könnte. Für das Volk ist die Sache längst abgemacht: ein Herr mit dem klangvollen Namen Benjamin Buwinghamen von Wallmerode, seinerzeit Burgherr von Zavelstein, habe die Pflanze von seinen Reisen mitgebracht und im Burggarten einsetzen lassen. Von dort wurde sie von Mélac durch Niederreißen der Burgmauern *befreit*, woraufhin sie den simultanen Doppelweg durch die Gedärme der Haustiere und von der Burg auf die Wiesen durchlief, wo sie jetzt jedes Jahr im März den Hunderten von Besuchern zur Freude blüht.

In der Zavelsteinschen Burgruine, in die wir einkehren, feiert der Schwarzwaldverein gerade ein Fest. Der Vorsitzende trägt uns eigenhändig unsere Würstchen herüber und lädt uns zu einem Viertel Trollinger-Lemberger ein. Hinterher gibt es den vorzüglichen Rote-Johannisbeer-Kuchen der Vereinsschwestern. Mein Begleiter erzählt, er habe vor kurzen ein selbst geschriebenes Mundart-Theaterstück mit dem Verein aufgeführt. Hier wird die Kunst des Dramatikers offensichtlich noch gewürdigt.

Der Literaturbeauftragte ist ein überaus anregender Gesprächspartner. Natürlich drehen sich unsere Dispute auch immer wieder um Hesse, den er kennt wie die eigene Westentasche. Das wenige, was ich über mein jugendliches Initialerlebnis hinaus über Hesse weiß, weiß ich von ihm. Er zeigt mir das Herman-Hesse-Museum in Calw, in dessen Räumen ich anderntags in einer von ihm moderierten Veranstaltung über Shakespeares *Romeo und Julia* rede. Shakespeare passt immer. Freilich verkneife ich mir das Thema *Shakespeare und Hesse* und erfahre erst später von Hesses besonderer Affinität zu dieser Liebestragödie des Elisabethaners, die er um 1915 zu einem Dramolett verarbeitete und zur Grundlage eines Opernlibrettos machte.

Seine Obliegenheiten fasst der Literaturbeauftragte ungewöhnlich weit. Er bemüht sich nicht nur um meine kulturelle Fortbildung, sondern lässt sich meine körperliche Verfassung wie auch die Erweiterung meines kulinarischen Horizontes angelegen sein. - *Aber sicher*, murmeln jetzt die Schwaben mit vielsagendem Blick, *der arme Preuße musste ja in die Geheimnisse der Flädlesuppe und der Maultaschen und des Zwiebelrostbratens und Bubenspitze eingeweiht werden*. Das geschieht durchaus, aber darüber hinaus werde ich mit einer reizenden kleinen Gaststätte bekannt gemacht, die, in einem entfernten Dorf versteckt, von einem Ehepaar bewirtschaftet und von Feinschmeckern aus Nah und Fern frequentiert wird, eine kleine Stube mit etwa sechs blanken Holztischen und wenigen Barhockern aus bizzar gewachsenen Baumstämmen, an denen man die köstlichsten Speisen und Getränke serviert bekommt. Es verbietet sich hier, dem Leser mit einer detaillierten Beschreibung des Menüs den Mund wässrig zu machen, aber schon die mit Champignons gefüllten ...

Da ich gerade beim Gastronomischen bin: von meiner Wohnung aus sind fünf Metzger und sieben Bäcker in weniger als zehn Minuten zu Fuß zu erreichen (*fußläufig* heißt es wohl heute, aber da erscheint mir unweigerlich eine Hündin vor dem inneren Auge). Die Auslagen dieser Geschäfte sind ein Augenschmaus und der bei den Metzgern angebotene Mittagsimbiss ist nicht nur wohlschmeckend, sondern führt auch nebenbei zu Wiederbegegnungen mit Gesprächspartnern aus meinem frischgebackenen Bekanntenkreis. So üppig hatte ich es noch nie mit meiner Versorgung.

Nach der Devise des alten Juvenal *mens sana in corpore sano* ermuntert mich der Literaturbeauftragte zu einer Radwanderung an der Nagold entlang zur Stadt gleichen Namens. Zum Start erscheint er in zünftiger Radsportmontur mit Helm, fingerlosen Handschuhen und atmungsaktiver Wetterjacke. Im Verlaufe der Tour hat er Gelegenheit, sich ein Bild von meinem Kaliber als Radfahrer zu machen und legt sein sportliches Zubehör eins aufs andere ab. Die wunderbare Landschaft mit den im Wasser sich spiegelnden Weiden erinnert mich lebhaft an den Cherwell, den Fluss meiner Kindheit in Oxfordshire. Doch ich kann mich nicht entsinnen, im Lande des *Tudor Style* ein so grandioses Fachwerkhaus wie das *Hotel Post* in Nagold gesehen zu haben. Als ich wadenmüde wieder die fünf Treppen zu meiner Wohnung aufsteige, habe ich mit einigem Auf und Ab immerhin über 50 Kilometer bewältigt.

An einem Nachmittag besuchen wir Warmbronn zur Besichtigung des Christian-Wagner-Hauses. Ein enges Zimmer, eine winzige Schlafstube: Hier hat der schrullige Autodidakt mit Frau und Kindern gehaust, hat nach den Strapazen der Arbeit als Tagelöhner oder Bauer seine klassisch geprägte Lyrik geschrieben, seine Marsphantasien entwickelt. Was für ein wacher Geist, der in der Antike ebenso zu Hause war wie in seinen erotischen

Metawelten und in den Weiten des kosmischen Raums! Umweltschutz, Klimakatastrophe, Weltraumfahrt, Marslandung, Sonnenenergie – er hat es vorausgedacht und nach den Eingebungen seiner Phantasie aufgeschrieben. Als Pazifist stellt er sich mit dem Satz *Das Heldentum des Nitroglycerin erkennen wir nicht an* (in einem Brief an Hesse) in die Reihen der Kriegsgegner. Überraschend viele Porträtfotografien aus einer Zeit, als die Herstellung solcher Bilder noch aufwendig und teuer war, schmücken die Wände, aber mit seiner breiten Stirn und dem üppig wachsenden Backenbart bot Wagner ja auch eine überaus fotogene Erscheinung dar. Dem deutschen Literaturbetrieb gereicht es zur Ehre, dass der *Dichturfürst auf dem Dorfe* bald regelmäßige Zuwendungen von der Schiller-Stiftung sowie Anerkennung von bekannten Künstlern erhielt, darunter Gustav Landauer, Kurt Tucholsky und eben Hermann Hesse. Hesse gab 1913 eine Auswahl von Wagners Gedichten heraus. Bei der Lektüre von Wagners Lyrik interessieren mich neben der poetischen Kraft auch formale Einzelheiten, wie der Umgang mit dem Versmaß, da ich als Übersetzer bemüht bin, etwaige Sprödigkeiten im Original aufzuspüren und im Rhythmus der Zielsprache zu erhalten. In der Hesse-Auswahl fällt mir auf, dass die Verse gelegentlich geglättet sind gegenüber früheren Ausgaben. So wird in dem Gedicht *Syringen* aus dem expressiven Vers *Ha, bin ich's selbst, daß einzig Erdenwesen / Nun auch einmal zu solchem Glanz genesen?* in Hesses Ausgabe zu *Bin ich es selbst, des einzig Erdenwesen ... ?* Haben wir es hier mit einer Redaktion des Herausgebers oder mit einer Neufassung des Autors zu tun? Ob die Christian-Wagner-Philologie darauf eine Antwort zu geben vermag, weiß ich nicht.

Der freundliche Leiter des Christian-Wagner-Hauses erzählt von einstigen Plänen gewisser Investoren, das Gebäude zugunsten eines Supermarktes abzureißen. Die im Gegenzug gegründete Christian-Wagner-Gesellschaft konnte unter Einsatz aller Kräfte das Haus retten und als Gedenkstätte einrichten lassen.

Das gegenüberliegende, ebenfalls auf Grund einer Privatinitiative erhalten gebliebene Fachwerkhaus, beherbergt eine Gaststätte, wo in einem Holzbackofen *Bloutz* gebacken wird. *Bloutz* ist eine Art Flammkuchen. Der Hohenloher *Bloutz* mit Kartoffeln, Zwiebeln und Sauerrahm schmeckt vorzüglich.

Als ich Ende April von Calw abfahre, habe ich einen Jahrhundertfrühling im Schwarzwald hinter mir und immerhin zwei Akte eines gedeutschen *Pericles* auf der Festplatte.

III.

Ja, das *Glasperlenspiel*.

Wenn ein betagter Mensch mit einem gewissen Bildungsanspruch die Welt wissen lässt, dass er gegenwärtig Hesse lese, so kommt das einem kulturellen Offenbarungseid gleich. Hesse *hat* man gelesen. Allenfalls liest man ihn *wieder*. Bei mir war, ich gestehe es, Beträchtliches aufzuholen. Die vergnüglichste Lektüre war *Kurgast*. Es ist vielleicht auch die *englischste* unter den Erzählungen dieses sonst so deutschen Künstlers, unterhaltsam und doch nicht flach, humorvoll und doch mit einem ernsten Anliegen. Der philosophische Gehalt geht ganz in der Geschichte auf, anstatt bedeutungsschwanger auszubeulen, und die mit leichtfüßiger Selbstironie gelungene Schilderung der gequälten Ich-Figur wirbt um Verständnis, ohne sich der Hypochondrie verdächtig zu machen. Ein schmales Werk und ein brillantes.

Beim *Glasperlenspiel* gab es gleich zu Anfang einen sonderbaren Umkehreffekt. In der Erinnerung war eine mäßig interessante Exposition geblieben, welcher der eigentliche Korpus des Romans, die tiefgründige Parabel des Spielmeisters Josef Knecht, folgte. Diese hatte ich ja erst angelesen und spannte, in meiner Mansarde die Blätter wendend, auf die Fortsetzung. Sechzig Jahre hatte ich gewartet. Aber eben das erste, als schwach erinnerte Kapitel hielt mich fest. Das war ja grandios! Diese Schilderung des *Feuilletonistischen Zeitalters* verblüffte und bestürzte mich. Ich las da eine glänzend formulierte, mit gespenstischer Präzision treffende Kritik des *heutigen* Weltzustandes, wie auch ich ihn empfand und verabscheute. Hier sprach ein großer Schriftsteller zu mir. Warum habe ich das vor dreißig Jahren anders wahrgenommen? Aus zwei Gründen wohl. Meine Orientierung galt damals einer Gesellschaft mit geglaubten Zukunftschancen, für deren Fortentwicklung und Verbesserung ich mich engagierte. Die einzelnen Spielarten bürgerlicher Kritik an bürgerlichen Zuständen schienen nebensächlich, gemessen an der fundamentalen und mit Änderungswillen verstärkten Hoffnung, die ich an das Projekt Sozialismus knüpfte. Die Folgenlosigkeit bürgerlicher Geisteskritik war uns vertraut. Marx und Brecht hießen (immer noch) unsere Leitfiguren, *Ändere die Welt* unsere Parole. In die gegenwärtige, von Hesse mit Nachhaltigkeit bloßgelegte Gesellschaft bin ich hineingeworfen worden und staune nun, wie treffend der Dichter die Verwahrlosung einer Patchworkkultur zu beschreiben vermocht hat; wie er in der Moderne mit seismographischer Sensibilität auch schon den Aufbruch zur Postmoderne vorausgesehen hat. Der zweite Grund mag wohl sein, dass dieser Niedergang in den 70er Jahren noch nicht so offensichtlich war, wie er es heute ist.

Und mit welchem Ernst, mit welcher Beflissenheit schreibt sich Hesse aus diesem Weltzustand heraus! Mit welcher Unermüdlichkeit geht er den psychologischen, sozialen, philosophischen und auch leiblichen Problemen nach, die sich aus dem Versuch ergäben, auf den positiven Werten der Menschheit aufbauend den Keim eines Gegenentwurfs zu verwirklichen. Er hat es sich nicht leicht gemacht. Zehn Jahre arbeitet er an diesem mächtigen, abschließenden

Alterswerk. Gerade Hesses Gründlichkeit, seine Entschlossenheit, alle Varianten auszuforschen, macht es dem Leser mitunter schwer. Er kommt in Gefahr, in der Masse der Perlen zu versanden. Was mir den Antrieb verschaffte, weiter zu lesen, war Hesses bemerkenswerte Dialektik. Jede Identifikation mit einer Figur ist richtig und zugleich auch falsch.

Die drei Lebensläufe am Ende des *Glasperlenspiels* habe ich überschlagen. Ein Rest muss bleiben.

Anstatt des letzten Absatzes:

Als ich kurz vor Schluss bei den drei Lebensläufen des Magisters Ludi Josef Knecht angelangt bin, habe ich das Buch zugeklappt. Ein Rest muss bleiben.